

Eine fleckenlose Lilie

Autor(en): **Chatelain / Ebersold, Elise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine fleckenlose Lilie.

Jurassische Sage von Dr. Chatelain.

Autorisierte Uebersetzung von Elise Ebersold.



Vor Erfindung des Schießpulvers, zur Zeit, als noch ganze Rudel Hirsche mit mächtigem Geweih die Jurawälder durchstreiften, war die — heutzutage von Fabriken verunstaltete — Schlucht von Pierre-Fendue, eine wilde Gegend, in die sich nur wenige Jäger wagten. Der damals noch jungfräuliche, von Menschenhand völlig ungehinderte Fluß bildete ganz hinten zwischen den tannenbewachsenen Felswänden von Pierre-Fendue einen kleinen See, dessen grüne Wasser aus gewaltiger Höhe in einen grundlosen Schlund stürzten.

An diesen See kamen die Hirsche, um zu trinken; allein mehr als einer stürzte, von dem stillen Schuß eines unsichtbaren Bogenschützen zu Tode getroffen, nieder auf das Moos, um nicht mehr aufzustehen.

Jehan Menod, der wilde Jäger, hatte ein sicheres Auge und einen festen Arm. Dazu war er ein schöner Bursche, in der Blüte seiner fünfundzwanzig Jahre,

mit starken Muskeln, hoher Stirn unter dichtem Haar, klarem Blick, seidenweichem Bart und hatte den Teufel im Leib, wenn's galt, das Wild im Walde zu verfolgen. Das war sein Leben. Vergeblich verschwendeten die schönsten Mädchen des Dorfes, wenn sie aus der Kirche kamen, ihr verführerisches Lächeln beim Vorübergehen an ihn. Sich unter ein Dach einschließen? Nein, niemals! Für ihn gab's nur einen Herd: am Feuer, das er nachts unter einem Felsen anzündete; und bloß eine Gefährtin: seine treue Armbrust.

Eines Maiabends, als er beim letzten Ried der Amsel, die gespannte Waffe auf den Knien, unbeweglich hinter einem Haselgebüsch saß, das den ein paar Meter großen See beherrschte, ließ sich Geräusch von Tritten im Walde hören: dürre Nester krachten unter dem Fuß, das Laubwerk raschelte beim Vorüberstreifen . . . das mußte das erwartete Tier sein. Mit raschem Blick überzeugt sich Jehan, daß seine Waffe bereit, der mit einer Stahlspitze versehene Pfeil aus Eschenholz richtig plaziert ist, dann legt er langsam den Kolben auf die Schulter.

Es ist aber kein Hirsch, sondern ein Weib, ein junges Mädchen, das mit einem Satz, leicht- und barfüßig aus dem Dickicht springt.

Stört einen Jäger auf dem Anstand niemals!

„Bei dem heiligen Blasius, unserm verehrten Schutzpatron, du verderbst mir die Jagd!“ schreit der junge Mann grob. „Zum Teufel mit jungen Mädels, die allein im Walde herumlaufen zur Zeit, wenn die Vögelchen zur Ruhe gegangen! Mach dich fort von hier!“

Er ist aufgestanden und deutet mit der Rechten

drohend nach der Richtung des Dorfes; sie aber schreitet, statt sich vor seinen bösen Reden zu flüchten, schweigend und direkt auf ihn zu.

Es ist eine wunderbar schöne Jungfrau mit üppigem Blondhaar und großen, himmelblauen Augen, sanft wie die der Gazelle.

„Bade dich, sag ich dir, Hölleweib,“ fährt Jehan Menod fort; „ich jage nur den Hirsch, und die Weiber haben den bösen Blick.“

„Weshalb in Zorn geraten, Jehan? Gehört der Wald nicht jedermann? Jagen ist allen erlaubt: du überfällst das Wild in seinem Versteck; ich pflücke die Beeren des Waldes. Die Stunde, da der Hirsch kommt, ist noch nicht da; ist's dir recht, so setze ich mich bis dahin zu dir. Nur die alten Weiber bringen dem Jäger Unglück; ich jedoch habe, wie du siehst, noch keine Runzeln. Meine Wangen sind rosig, meine Zähne weiß . . . Laß uns Freunde sein! Willst du?“

So sprechend, berührt die Jungfrau schmeichlerisch mit ihrer kleinen Hand den nervigen Arm des Armbrustschützen, während ein liebloses Lächeln ihr reines Antlitz verklärt. Sie bietet, bei Sanct Hubertus, einen verlockend schönen Anblick!

„Du bist nicht eine Hiesige,“ fährt Jehan etwas milder fort; „woher kommst du?“

„Ich wohne mit meiner Großmutter auf dem Berge.“ „Woher weißt du meinen Namen, da ich dich doch nicht kenne?“

„Jedermann kennt Jehan Menod, den wilden Jäger, der von der Nachtlust lebt und dessen Pfeil niemals das Ziel verfehlt. Unsere Burschen reden bei den Abendstizen von ihm . . . und die Mädels auch.“

„Und du fürchtest dich nicht?“

„Fürchten, wovor, Jehan? Wenn die jungen Männer poltern, sind sie weniger zu fürchten, als wenn sie ganz leise und sanft sprechen.“

„Wie heißest du?“

„Dette.“

„Und du willst nicht weggehen?“

„Nein, Jehan, ich bitte dich. Die Hirsche kommen bald und ich möchte gerne sehen, ob du wirklich so gewandt bist, wie man sagt. Sieh, ich setze mich da hinter dich und rühre mich nicht.“

„Nicht einmal die Zunge? Die ist sonst bei den Weibern beweglich.“

„Nicht einmal die Zunge.“

Ohne auf Antwort zu warten, setzt sich das sonderbare Mädchen auf einen moosigen Stein.

„So bleib denn,“ gestattet der Jäger; „du würdest übrigens das Wild noch eher verschrecken, wenn du durch den Wald gingest, als mit deinem Hierbleiben; aber wohlverstanden: keine Bewegung, mag geschehen, was will.“

Tiefes Schweigen umgibt sie, nur in der Ferne durch das Rauschen des Wasserfalls unterbrochen. Bald tönen gegenüber flüchtige Schritte; der Jäger spitzt seine

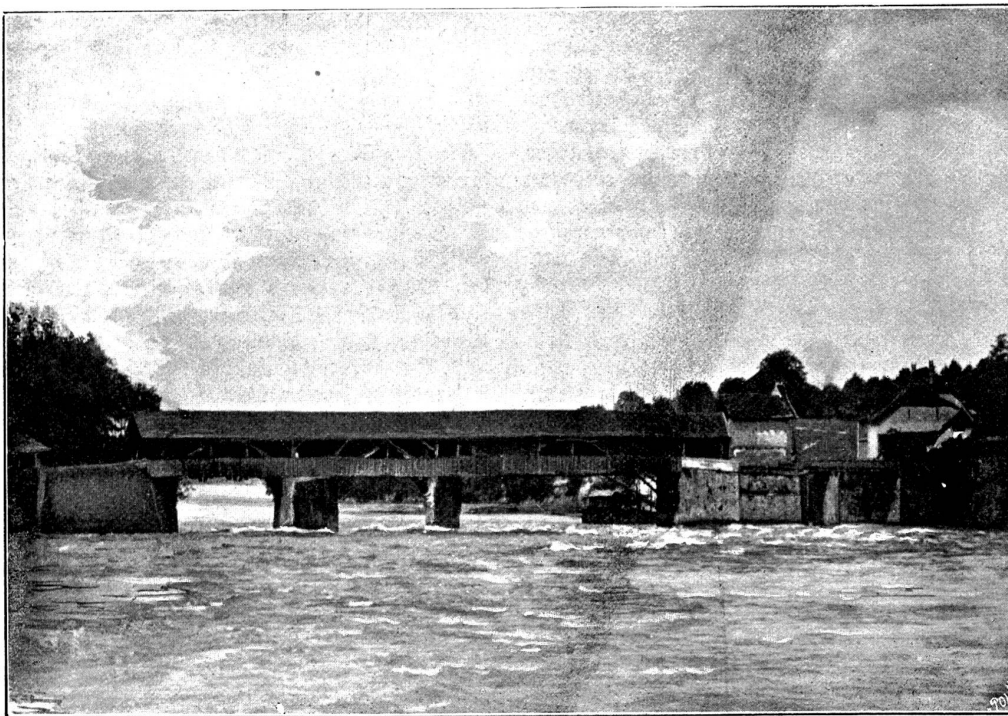
Ohren und ein großer Hirsch kommt aus dem Buschholz. Argwöhnisch, Gefahr fürchtend, blickt er, erhobenen Hauptes, nach allen Seiten und schlürft mit den schwarzen Naslöchern ringsum die feuchte Luft der Schlucht. Doch Jehan Menod kennt sein Handwerk; er hat sich richtig postiert. Da das edle Tier nichts Verdächtiges entdeckt, geht es dem Wasser zu, das bereits seine schlanke Brust und sein mächtiges Geweih wiederpiegelt. Der Jäger hat seine Waffe auf die Schulter gelegt; er zielt lange und schnell dann mit sicherem Finger los . . . Von dem Todesboten mitten ins Herz getroffen, macht der Hirsch einen ungeheuren Satz und fällt, röchelnd und mit heraushängender Zunge zurück; ein Blutstrom färbt sein kaltes Fell. Sein Jagdmesser in der Hand, stürzt sich Jehan auf ihn und versetzt ihm den Gnadenstoß.

„Du bist wahrhaftig geschickt, Jehan!“ spricht die Jungfrau. „Aber wie grausam die Männer sind! Adieu, ich gehe nun; meine Großmutter erwartet mich.“

Ehe der noch auf seinem Opfer knieende junge Mann Zeit zu einer Erwiderung gefunden, eilt sie gehend zwischen den Baumstämmen dahin. Als er sich erhob war sie verschwunden.

* * *

Folgenden Tages kommt Jehan Menod wiederum zum See von Pierre-Fendue, trifft aber dort kein lebendiges Wesen, weder Hirsche, noch Jungfrau. Während einer ganzen Woche ist er jeden Abend an seinem gewöhnlichen Platz, ohne etwas anderes zu hören, als den Gesang der musikalischen Drossel hoch oben in den



Die alte Rheinbrücke zu Rheinfelden vor dem Brande. Nach photogr. Aufnahme von A. Corrodi, Zürich.

Tannen, ohne etwas anderes als eine im Gezweige spielende Eichhörnchenfamilie zu sehen.

Endlich am achten Tage, als er mit gespannter Armbrust schon mehrere Stunden gewartet hatte, spürt er eine plötzliche Berührung an der Schulter.

„Du bist's, Yvette?“ fragt er, als er die Jungfrau hinter sich stehen sieht. „Welch leichten Gang du hast; ich hörte dich nicht einmal kommen.“

„Das Moos ist stumm . . . Du sagst mir heute keine Grobheiten, Jehan?“

„Ich wartete auf dich.“

„Gewiß willst du dich über mich lustig machen.“

„Wahrhaftig, schon seit acht Tagen. Abendlich bin ich wiedergekommen, in der Hoffnung, dich zu finden.“

„Ein Hirsch ist dem Weibe vorzuziehen . . . Hast du viele geschossen?“

„Keinen mehr; das Glück hat sich gewandt.“

„Und du beschuldigst mich nicht, daß ich dir das Wild verhext habe?“

„Nein, weil dies bloß die alten Weiber thun. Es giebt übrigens vielerlei Sorten Hexerei, Yvette; die jungen treiben andere Zauberei.“

„Du bist ihnen trotzdem entwischt, da du ja die Mädchen nicht einmal ansiehst.“

„Die andern freilich nicht; das ist schon wahr; aber dich, Yvette! . . . Du hast mich behext; willst du meine Liebste sein, sag?“

Bei diesen Worten bricht Yvette in ein lautes Gelächter aus.

„Deine Liebste! Du spaffest, Jehan Menod! Wahrhaftig, ein netter Liebhaber, dieser Wilde, der die jungen Mädchen, die das Unglück haben, ihm auf dem Weg zu begegnen, zum Teufel schießt und ihnen die Faust zeigt.“

„Vergiß das, Yvette; vergiß das, Yvettchen. Du

siehst, ich bin heute so sanft, wie das Hirschkalb, das nach der Mutter ruft."

So sprechend, will er mit seinen kräftigen Armen die Gestalt des jungen Mädchens umfassen; doch sie weicht mit einem Satz zurück.

"Nein, Jehan, ich lasse mich nicht fangen. Ah, die Jäger sind schlau! Letzthin sagtest du, die Weiber hätten den bösen Blick. Wird ein Mann, wie du, so bald andern Sinnes?"

"Nicht du, Yvette; ich hatte dich nicht recht gesehen und hielt dich im Schatten der Tannen für die alte Brigitte, deren drei Männer eines plötzlichen Todes gestorben sind."

"Ich werde ebenfalls alt, wie sie."

"Erst nach langer Zeit, Yvette, viel, viel später.

Uebrigens ist sie gar nie jung gewesen; sie ward alt geboren; schon der Vater vom Bruder meines Großvaters ist ihr aus dem Wege gegangen. Wenn du ihr jemals begegnest, so mache das Zeichen des Kreuzes und spucke links auf den Boden. Ach, hätte ich mich doch nur bekreuzt, als ich dich jüngst sah, vielleicht wäre ich bewahrt geblieben!"

"Wovor?"

"Vor dir, Yvette; . . . sag, willst du meine Liebste sein? Ich meine es ehrlich; das versichere ich dich."

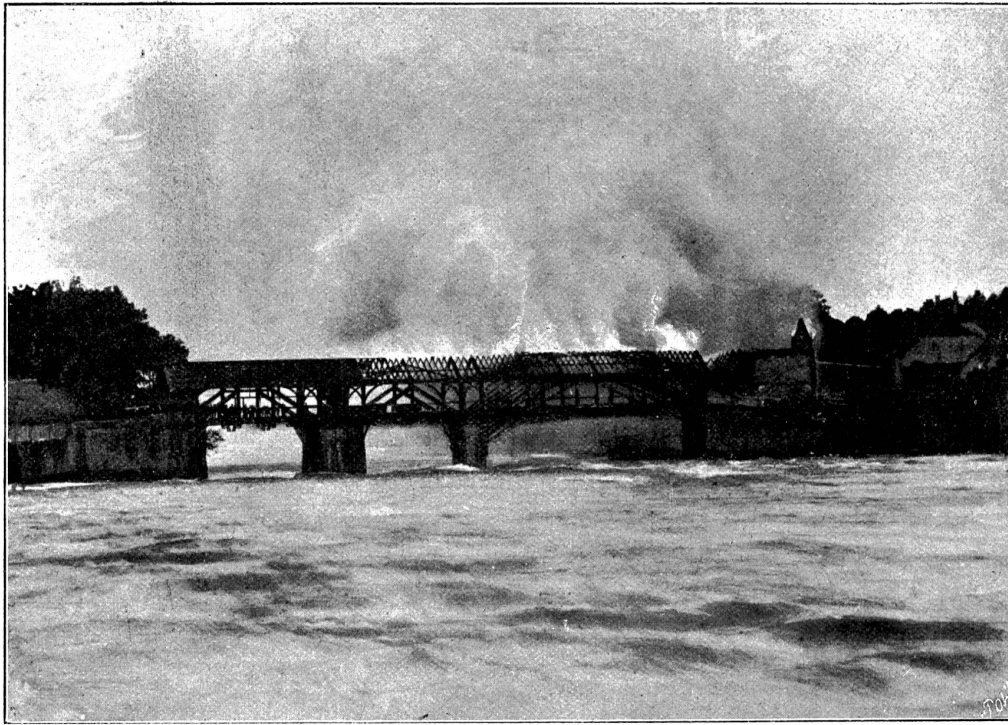
"Darfst du schwören?"

"Ja."

"Bei was?"

"Beim Haupte meiner Mutter."

"Bei wem?"



Die alte Rheinbrücke zu Rheinfelden während des Brandes. Nach fotogr. Aufnahme von A. Corradi, Zürich.

"Bei Sankt Hubertus, meinem Meister."

"Nun wohl, schwöre."

"Bei Sankt Hubertus, meinem verehrten Meister, schwöre ich's."

"Gut, ich glaube dir. Aber höre: vielleicht wirst du dich reuig."

"Niemals."

"Nehmen wir uns immerhin Zeit zur Ueberlegung. Bist du nach acht Tagen nicht andern Sinnes geworden, so komm' zur nämlichen Stunde wieder hieher und dann sollst du meine Antwort haben. Auf Wiedersehen, Jehan."

"Ich gehe mit dir."

"Nicht doch; ich kenne die Pfade, und die Hirsche sind im Anzug."

* * *

Am bewußten Tage, lange vor der bestimmten Zeit, ist Jehan Menod bei dem Stelldichein und nicht einen

Moment zweifelt er, daß auch Yvette sich einfinden werde. Da kommt sie endlich, lächelnd und doch ernst, eine Kornblume in den blonden Haaren.

"Yvette, wie lang ist mir die Zeit geworden! Nicht wahr, du sagst ja; du willst meine Liebste sein?"

"Unter einer Bedingung."

"Sprich."

"Du gibst mir, was ich von dir erbitte."

"Alles, Yvette. Meine großen, sechszehnzackigen Hirschgeweihe, das junge Hirschkalb, das mir aus der Hand frißt, meine Armbrüst mit den neuen Pfeilen; alles, was ich besitze, gehört dir."

"Das ist viel zu viel; meine Wünsche sind bescheidener. Ich möchte eine fleckenlose Lilie haben; am Tage, da du sie mir bringst, bin ich dein; ich gebe dir einen Monat Zeit dafür."

"Und wenn ich sie bis dahin nicht gefunden habe?"

„Dann sterben wir miteinander da in diesem Abgrund; denn ich werde alsdann nie eines andern Geliebte sein. Bist du einverstanden.“

„Du bist mein, Yvette. Im Mai sind die Lilien keine Seltenheit bei uns; morgen bringe ich dir die gewünschte.“

„Lebewohl denn; auf morgen!“

„O Yvette, gib mir das Pfand unserer Verlobung; laß mich deine weiße Stirne küssen!“

„Nein, Jehan, erst wenn ich dein Schatz bin. Hier meine Hand, als Zeichen guter Freundschaft. Hole mir die fleckenlose Lilie!“

* * *

Auf der Rückkehr durch die Wälder singt Jehan Menod aus voller Kehle, ein sicherer Beweis, daß auch damals schon von allen Tyrannen, welche die arme Menschheit unterjochten, die Liebe der mächtigste ist . . . Schweigsam schon durch den Beruf, singt und pfeift der Jäger niemals im Walde, denn das Wild giebt beim geringsten Lärm Fersengeld. Warum nicht seinem Beispiel folgen, Jehan? Nun bist du gefangen. Eine fleckenlose Lilie finden? Eine Bagatelle! Alle sind's ja; wahrlich, Yvettes Bedingung ist leicht zu erfüllen! Im Frühling prangen ihre fleckenlosen Blumentronen überall in den Gärten an der Sonne; doch Yvette weiß das nicht; sie wohnt ja auf den Bergen und da oben wachsen die Lilien nicht mehr. Zu ihrem Gedeihen bedürfen sie der warmen Sonnenstrahlen, den Hauch lauer Nächte, da die Leuchtkäfer auf dem Rasen spazieren gehen und die Nachtigall im blühenden Flieder singt.

So wandert denn Jehan Menod schon am nächsten Tage leichtfüßig wie ein Hirsch, den der Morgenwind am Rand des fließenden Wassers liebkost, mit einer Lilie in der Hand Pierre-Fendue zu; es ist eine sehr große Prachtblume von blendendem Weiß, frisch fürs Auge und doch fürs Gefühl sammetartig.

„Da, mein Schatz, nimm,“ sagt er, der Jungfrau die Blüte reichend.

„Danke, mein Jehan,“ erwidert sie lächelnd.

Sie nimmt die Lilie in Empfang, wird aber plötzlich bekümmert.

„Du hast dich geirrt, Jehan; das da ist keineswegs die versprochene Blume.“

„Wie so denn? Sie ist so weiß wie ein fleckenloses Lamm, wie der Weihnachtschnee, wie der Schaum des Wasserfalls.“

„Armer Jehan, ich traute dir ein schärferes Auge zu. Da, steh einmal her!“

Der junge Mann stößt einen Schrei aus. Eins der Blumenblätter der Lilie ist schwärzer als der Flügel der gelbschnabeligen Amstel.

„Ich werde sie in meiner Hast gequetscht haben,“ versteht er traurig, „und das muß die Farbenveränderung verschulden. Morgen bringe ich dir eine andere und will dabei noch sorgfältiger zu Werke gehen. Du kommst doch wieder, Yvette?“

„Gewiß; auf Wiedersehen, Jehan.“

Er wirft die Lilie in den Fluß.

Verstohlen, mit einer Hutte auf dem Rücken, begiebt sich der Jäger folgenden Tages wieder in den Wald.

„Du bist's?“ ruft ein Nachbar, der ihm, mit einer Bürde dürres Holz auf dem Kopfe, begegnet; „du ar-

beitest jetzt, Jehan? Gibt es keine Hirsche mehr in den Thälern oder keine Eschen, um Pfeile für die Armbrust zu schnitzen, daß du mit der Hutte am Hals herumläufst?“

„Die Mutter schickt mich; sie hat Wachholderzweige zum Räuchern des Specks nötig.“

Eine schamlose Lüge das! Allein wie dürfte er gestehen, daß er eine Blume in seiner Hutte birgt, die ein halbjähriges Kind in der ausgestreckten Hand zu halten vermöchte? Von Zeit zu Zeit macht er Halt und beschaut die kostbare Lilie, um sich zu überzeugen, daß sie nicht irgendwie gequetscht wird, sondern weiß geblieben ist. Yvette! Yvette!

„Ei nun, mein Jehan,“ ruft ihm die Jungfrau schon von weitem zu, „hast du sie diesmal?“

„Ja, mein Lieb, da ist sie, deine fleckenlose Lilie, ich“ . . .

Er hat die Hutte auf den Boden gestellt und nimmt triumphierend die Blume heraus; allein ein lautes Lachen hindert ihn, seinen Satz fertig zu machen. Wie die gestrige, hat auch diese Lilie ein ganz schwarzes Blütenblatt.

„Armer Jehan, du siehst also nicht mehr gut oder willst du mich etwa foppen?“ fügt Yvette gereizten Tones hinzu.

„Nein, Yvette; bei unserm lieben heiligen Blasius schwöre ich dir, diese Lilie war noch eben vorhin so weiß, wie der Taubenflügel des heiligen Geistes in unserer Kapelle. Allem nach muß die Reise hieher den Farbenwechsel verschulden. Komm zu uns, da siehst du, wie weiß sie sind. Komm, mein Schatz.“

„Nein, ich komme nicht. Was würden die Leute beim Anblick der Fremden sagen? Ich verlange die Lilie hier, du wirst wohl noch eine finden; nicht wahr, mein Jehan?“

„Und müßte ich mit eigenen Händen der Madonna die entreißen, welche sie in der ihrigen hält, ich bringe sie dir her, Yvette.“

* * *

„Frau,“ sagte Jonas Menod eines Abends, als er seine müden Glieder vor dem Herde ausstreckte, „was fehlt eigentlich unserm Jungen? Seit einiger Zeit ist er völlig verändert. Er jagt nicht mehr; er ist nicht mehr. Es lastet irgend ein Kummer auf seinem Gemüt. Hat er dir vielleicht gebeichtet?“

„Durchaus nicht, lieber Mann; er hat, wie ich denke, ein Mädel im Kopf.“

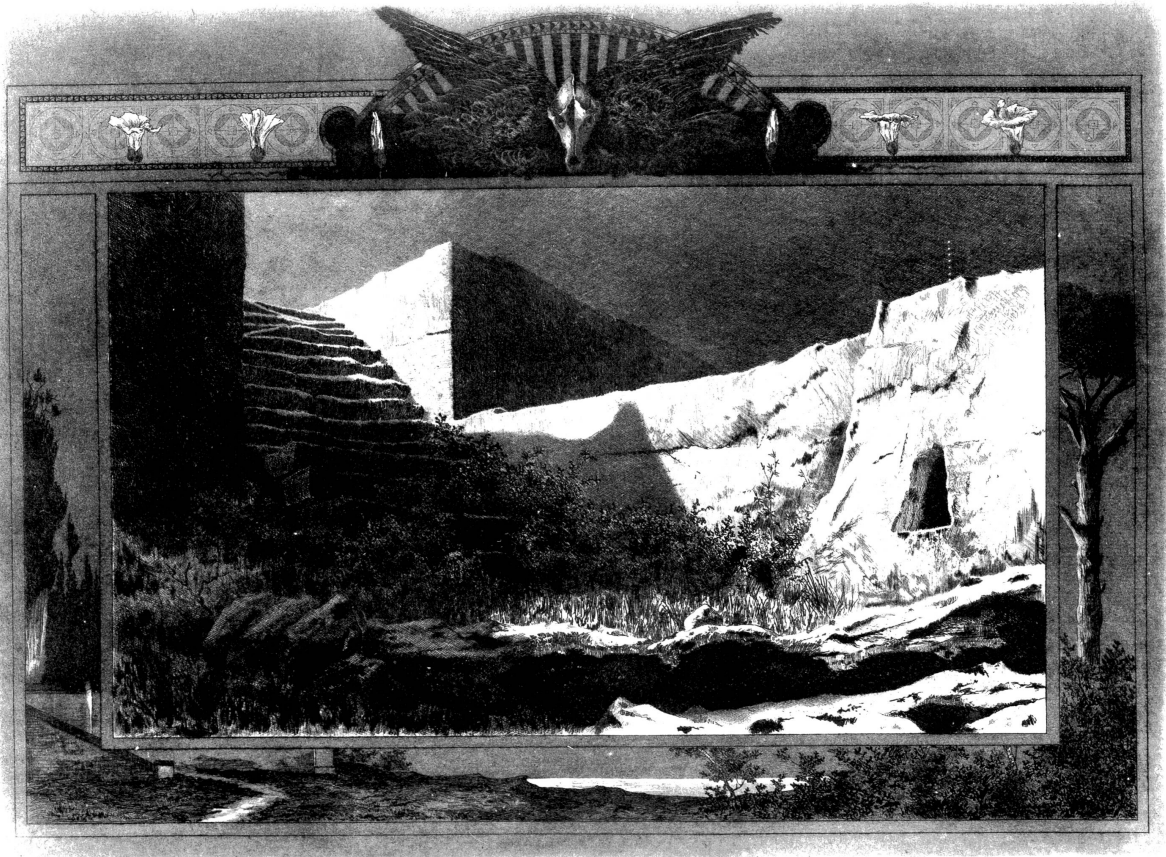
„Das glaube ich nicht; er sieht sie ja gar nicht an.“

„Was bedeutet das? Stille Wässerchen sind tief. Diejenigen, die am meisten übers Heiraten losziehen, denken just häufig am eifrigsten daran, und meiner Ansicht nach ist unser Jehan gefangen. Alle Mädchen schielen nach ihm . . . Ist übrigens nicht zum Bewundern . . . solch schöner Bursche, wie er ist!“

„Wenn er somit nur die Qual der Wahl hat, weshalb sich denn so abhärmen?“

„Gewiß wird die seinige ihm Schwierigkeiten machen und sich bitten lassen, nur um seiner desto sicherer zu sein. Du kennst ihn ja; je schwerer ein Wild zu erreichen ist, desto hitziger wird er . . . Ich muß ihn zum Beichten bringen.“

„Thu' das, Weib. Es ist ein Jammer, ihn so



Phototypie: „Polygraphisches Institut“ Zürich.

Etruskische Gräber.

Radierung von Herm. R. C. Hirzel (Winterthur) in Berlin.

vergrämt zu sehen. Wenn's nur die Leute nicht merken! Hat dich niemand darüber befragt? Bei mir wagt so was keiner; ich würde übrigens, das weiß man, die schlimm abfertigen, die sich in meine Angelegenheiten mischen wollten."

"Gestern fragte mich unsere Nachbarin, des Thomas Frau, ob's bald Hochzeit gäbe bei uns."

"Eine böse Zunge, diese Alte! Nun, suche zu erfahren, was daran ist. Dir sagt er's eher. Die Küchlein ducken sich unter die weichen, warmen Flügel der Henne". . .

In der That klatscht man im Dorf gehörig. Der schöne Jehan, der stolze Jäger ist nur noch der Schatten seines frühern Selbst. Hager und mager geworden, pflückt er Blumen auf den Wiesen. Aber die, welche er sucht, findet er nirgends; denn jedesmal zeigt ihm Nyette bei ihrem abendlichen Stellbischen das schwarze Blütenblatt, das er nicht gesehen hat. Ja, manchmal ist er so mutlos und verzweifelt, daß er umkehrt und nicht nach der Schlucht von Pierre-Fendue zu gehen wagt, wofür ihn dann die Jungfrau am nächsten Tage in sanfter Weise tadelte:

"Warum bist du nicht gekommen, Jehan? Vielleicht war es doch die richtige. Sieh die weißen Kieselsteine dort am Fuß der Tanne; jeder davon bedeutet einen der Tage, die ich dir gewidmet, und der Haufe mehrt sich. Sind's ihrer dreißig und du hast die Lilie noch nicht, dann ist's zu Ende . . . ist's fertig, Jehan . . . du weißt, dann kommt der gemeinsame Tod im Abgrund". . .

Und ihre Stimme wird traurig; die Augen werden naß; echte Thränen perlen am Rande ihrer blonden Wimpern.

Wahnsinnig vor Angst und Liebe, beschwört sie Jehan alsdann, auf die fleckenlose Lilie zu verzichten.

"Was willst du auch damit machen?" ächzt er. "Was hat sie mit unserer Freude zu thun, was nützt sie? Ich schenke dir all mein Eigentum, ich werde dein Sklave sein. Wenn du es befehlst, entsage ich der Jagd und will Landbau treiben; oder, wenn du willst, weiden wir den ganzen Tag mitammen die Schafe."

"Nein, Jehan, unmöglich. Ich habe ein Gelübde gethan, und Gelübde sind heilig. Du möchtest doch wohl meine arme Seele nicht in der Verdammnis sehen, oder? Werde mir nur nicht maßleidend; etwas in mir sagt bestimmt, daß du die makellose Lilie am Ende doch noch finden wirst, die wir miteinander zu den Füßen der Madonna niederlegen wollen."

Aufs neue, aber stets vergeblich macht sich Jehan auf die Suche, und zehrt dabei von Tag zu Tag immer mehr ab. Umsonst probiert die Mutter, ein Geständnis aus ihm herauszulocken; er verrät nichts.

"Ich befinde mich ausgezeichnet wohl," pflegt er zu erwidern. "Seit einiger Zeit wittern die Wildtiere all' meine Schlingen und Fallen; ich sollte eine fleckenlose Lilie haben, um sie damit zu reiben. Das Eisen röche nachher so wenig als dürres Holz."

"An Lilien fehlt's doch nicht, mein Junge; und alle sind blendend weiß."

"Es scheint aber doch nicht der Fall zu sein, da sie wirkungslos bleiben. Sie müssen irgend einen Flecken haben, den man nicht sieht."

"Jehan, mein Jehan, sag' mir die Wahrheit.

Welches Mädchen hier hat dir so den Kopf verdreht?"

"Keins, Mutter, ich schwöre dir's."

"O guter Sankt Blasius, der du Arzt gewesen bist, mache ihn mir wieder gesund!"

Eine Tagereise von Jehans Geburtsdorf wohnte ein heiliger Mann, ein frommer Einsiedler, der seiner großen Weisheit halber überaus verehrt wurde und zu dem man von weither kam, um in ernstesten Fällen bei ihm Rat zu suchen. Mit eigenen Händen hatte er sich am Fuße eines mächtigen Felsens ein Häuschen und eine Kapelle gebaut, in der er täglich stundenlang Betrachtungen anstellte und betete. Die übrige Zeit brachte er damit, Besuche zu empfangen, das Leben der Heiligen zu lesen und sein Gärtchen zu bebauen. Vater Sebastian war ein guter Ratgeber und ein gar kenntnisreicher Mann. Er verstand sich auf die Krankheiten von Mensch und Vieh, kannte die nützlichen, Gesundheit spendenden Heilkräuter, sagte die Witterung voraus, vertrieb Hexenwerk und Gespenster. Die Greise lehrte er angesichts des Todes die große Kunst, alt zu werden; der Jugend zeigte er den rechten Weg. Niemand gieng von ihm weg ohne eine weise Vorschrift, ein gütiges Wort oder eine liebevolle Ermahnung. Jehan Menod kannte ihn wohl, da er dem Alten auf seinen Jagdausflügen beim Suchen von heilsamen Pflanzen bisweilen begegnet war.

"Ich besuche ihn," dachte Jehan; "er weiß ja alles und kann mir schon die Stelle bezeichnen, wo ich die fleckenlose Lilie finde."

In der Waidtäsche etwas Proviant und ein Paar junge, vor dem ersten Ausflug im Nest ergriffene Tauben, als Geschenk für den alten Einsiedler, machte sich der Jäger eines Morgens früh vor Tag auf den Weg zu ihm. Er traf den guten Vater beim Umgraben seines Gartens an.

"Du bist's, mein Sohn! Bei allen Heiligen, was ist dir widerfahren? Du bist magerer als ein alter Kuckuck und so blaß wie ein Loter. Hast du auf das Waidwerk verzichtet, um Hanfgarn zu weben oder zu schneidern? Die freie Luft kräftigt; die sitzende Lebensweise macht schwächlich."

"Helft mir, mein Vater; ich bin recht unglücklich."

"Komm setz' dich zu mir an die Sonne und erzähle mir dein Leid. Meinen alten Gliedern thut der segenspendende Sonnenschein gar wohl, wenn sie nicht arbeiten."

Auf der Abendseite ist vor dem Häuschen eine kleine Bank angebracht; dort ruht der Eremit gerne, still vor sich hinstinnend, aus. Es giebt so mancherlei, worüber ein weißbärtiger Greis nachdenken kann.

"Nun berichte mir, was dich bedrückt," fährt er gütig fort, nachdem Jehan an seiner Seite Platz genommen hat.

"O mein Vater, der alles weiß, sagt mir doch, wo ich eine fleckenlose Lilie zu finden vermag."

"Eine fleckenlose Lilie! Du stellst große Anforderungen, mein Sohn; denn das ist eine seltene Pflanze. Und was willst du mit dieser kostbaren Blume machen?"

"Ich will sie . . ."

Hier hielt der Jüngling inne. Er hätte sich auf

diese Frage gefaßt machen sollen, begriff aber sofort, daß er den Greis mit seiner Fabel von den Wolfsfalten unmöglich täuschen könne. Die überaus sanft, aber sehr durchdringend, auf ihn gerichteten Augen Vater Sebastians schienen auf dem Grunde seiner Seele zu lesen.

„Ich habe sie versprochen,“ antwortete er nach kurzem Schweigen.

„Wem?“

„Einer Jungfrau, mein Vater.“

„Ist sie ehrbar?“

„So unschuldig wie ein frischgebornes Lamm!“

„Das genügt mir; ihr Name ist gleichgültig; es ist dein Geheimnis und ich verlange es nicht zu wissen; allein was will sie mit der Lilie?“

„Es betrifft ein der Madonna gemachtes Gelübde.“

„Das gereicht ihr zur Ehre und ist ein sicheres Zeichen lebendiger Frömmigkeit. Aber, ach, mein Sohn, ich fürchte, du hast große Mühe, ihren Wunsch zu erfüllen.“

„Die Lilien sind jedoch durchaus nicht selten. Ich brachte ihr schon eine Menge, die mir von untadelhafter Weiße scheinen; sie aber steht immer einen Flecken daran.“

„Ein Beweis, daß ihr Blick rein ist. . . Weißt du denn nicht, Jehan, daß die Seelen Verstorbener, ehe sie in den Himmel eingehen, eine zeitlang in einer Blume wohnen und sie erst verlassen, wenn diese welkt? Hatte die Seele einen Macel, war das Wesen, dem sie als irdische Hülle diente, nicht ganz und gar rein von jeder Sünde, so erscheint dieser Flecken wieder auf der Blume; um ihn jedoch zu sehen, muß man selber rein, unbefleckt, los von allem Unlautern in Vergangenheit und Gegenwart sein.“ . . . „Und darum“, fügte der Greis mit einem tiefen Seufzer hinzu, „sind die fleckenlosen Lilien so rar und deshalb giebt es so wenige Leute, die das gewahren.“

„Aber es giebt ihrer also dennoch, Vater?“

„Gott wolle es, mein Sohn. Setze deine Nachforschungen fort, vielleicht hast du schließlich doch Erfolg. Besuche die Gräber der Gerechten, suche die Gruft eines menschlichen Wesens zu finden, das niemals gesündigt hat und blüht eine Lilie darauf, so beeile dich, sie zu pflücken, bevor sie welkt; dann wird das Weib, das dein Herz ersehnt, keinen Flecken daran finden.“

„Danke, lieber Vater; ihr habt mir wieder etwas Hoffnung zurückgegeben, ich werde eurem Räte folgen.“

„Gott nehme dich in seinen heiligen Schutz, Jehan Menod.“

Der Jüngling griff wieder zu seinem Wanderstab, und gieng, gestärkt durch des Eremiten Worte, etwas ruhiger heimwärts. Wie er ins Dorf kam, sah er auf dem Kirchhof ein Weib laut schluchzend am Boden auf den Kieen liegen. Von Mitleid ergriffen, trat Jehan näher. Ob auch ein wilder Jäger, deswegen ist man nicht weniger ein Mensch.

„Warum so trostlos, Tiennette? Wen beweinst du da?“

„Meinen Sohn, Jehan, meinen Kleinen, den sie in das tiefe Loch gelegt, solch schöner, gelockter Knabe, der vom Morgen bis zum Abend lachte und seine weißen Zähne zeigte.“

„Ich wußte nicht, daß er krank war.“

„Borgestern hat's ihn angepakt, Jehan; er bekam so Häutchen im Schlunde. . . Er ist erstickt, mein Kleiner! . . . Seine Augen werde ich nimmer wieder-

sehen; seine runden Armechen, die sich mir um den Hals legten, umarmen nun, ganz kalt geworden, die Erde. . . Kleiner, Kleiner, ich bin's, hörst du mich denn nicht?“ Die Haare in Unordnung, rang das Weib die Hände in jenem Schmerz, den kein Menschenwort je zu trösten vermag.

„Fasse Mut, arme Tiennette; dein Kindlein leidet nicht mehr;“ sagte Jehan einfach, machte das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich.

Die Zeit vergieng rasch für den Jäger und der von Yvette festgesetzte fatale Termin kam, ohne daß er die fleckenlose Lilie gefunden hatte.

„Vielleicht läßt sie sich trotzdem erweichen,“ dachte er; „sie hat ja meine Ausdauer gesehen; die Madonna wird sie, wenn wir sie recht darum bitten, von ihrem Gelübde entbinden oder sie gestattet mir Stundung; wenn's sein muß, will ich meiner Lebtag nach der fleckenlosen Lilie suchen.“

Wie er nun wieder am Friedhof vorbeigieng, kam ihm wieder die arme, ihr Kind betrauende Tiennette in den Sinn. Er sah nach dem Grabe und darauf prangte eine prachtvolle blühende Lilie, deren Anblick ihn vor Hoffnung zittern ließ. Vielleicht enthielt die Blume die Seele des Kindleins, das gestorben, ehe es gesündigt hatte und dann konnte Yvette auch keinen Flecken daran entdecken. Jehan pflückte die Lilie und barg sie in seiner Kraxe. Eine Stunde später kam er an das Ufer des Sees vom „Gespaltenen Stein“, wo ihn die Jungfrau bereits erwartete.

Nun denn, mein Jehan, zähle die weißen Kiesel; eben habe ich den dreißigsten hingelegt. Hast du endlich die Lilie gefunden, die dein Lieb sich ins Haar stecken wird, um sie der Madonna zu Füßen zu legen? Sage ja, Jehan, sage ja!“

„Sieh her, Yvette, da ist sie!“

„Eine Lilie ohne Flecken! Verflucht die Menschenseele, die darin wohnt! Küsse die weiße Stirn deiner Liebsten, schöner Jehan. . .“

Stoßweise und pfeifend entringen sich die Worte ihrer rauhen Kehle und die Augen schießen Blitze; allein es ist nicht mehr Yvette, die vor ihm steht, sondern die alte Brigitte mit ihrer krummen Nase, den Ahnangenen, dem zahnlosen Mund, die ihren Besen schwingt.

Nachdem sie so gesprochen, setzt sie sich rittlings darauf und fährt in den Lüften davon.

Jehan Menod war ihr glücklich entwischt.

„Mutter,“ sagt er bei der Heimkunft, noch ganz ergriffen, „ich fange wieder an zu jagen; denn ich habe endlich die fleckenlose Lilie gefunden.“

„Danke, o du lieber, heiliger Blasius, daß du mich erhört hast. Ich wußte wohl, daß du ein großer Arzt bist!“ rief Frau Christine mit gefalteten Händen.

Von da an begegnete Jehan auf seinen Jagden weder Yvette, noch der alten Brigitte. Eine Prophezeiung hatte der alten Kreatur angekündigt, sie würde an dem Tage sterben, da sie ihren Besen verliere. Als sie nun damals, nachdem sie die fleckenlose Lilie erblickt, zwischen den Bäumen davon ritt, blieb sie in der Haft an einem Aste hängen, ohne daß sie den Besen wieder erwischen konnte. Er besamte sich und noch heute nennen die Holzhauer im Jura jene verästelten, höckerigen Auswüchse auf alten Tannen — Herzenbesen.

